

---

## Viertes Kapitel.

Charakter der Wiener im allgemeinen. Kaiser Franz und sein Volk. Oestreichischer Volkswitz.

---

Als ich am andern Morgen den promethischen Händen meines Friseurs entsprang, machte ich mich schnurstracks auf den Weg zu meiner Freundin, die mir um wenigstens vierzehn Tage nach Wien vorausgeeilt war. Bis zum rothen Thore lief ich im gestreckten Trabe, und doch lief mein Herz noch ein gutes Stück voraus. Weiß der Himmel, meine Beine kommen in solchen Fällen nie meinem Herzen nach. Anders war es im September 1830 mit dem — — schen Schützenregimente; hier kamen nämlich die Soldatenherzen nicht den Beinen nach, und den Preußen, Franzosen und Neapolitanern ist es zu seiner Zeit nicht besser gegangen.

Ueberall fand ich Leben und Bewegung in den Straßen, und doch nicht jene summsige, dumpfe Geschäftsschwüle, welche in dem ebenfalls höchst lebenvollen Hamburg überall gegen einander rennt. In Wien hat selbst der Geschäfts-

tumult noch einen freundlichen Anstrich. Man hat hier noch Raum im Kopfe, um sich das Getümmel mit anzusehen, welches man selbst vermehren hilft. Die geschäftigen Leute freuen sich hier, auf Collegen zu stoßen, man freut sich selbst der unabsichtlichen Rippenstöße, welche es hin und wieder absetzt, weil man sie nur als fühlbare Beweise des regen Wiener Lebens annimmt

Dort durchschneidet eine Carosse im tiefsten Schmutze die wogenden Menschenmassen, die Leute stäuben vor ihr auseinander, helfen sich gegenseitig Platz machen und besprühen sich dabei gegenseitig, freundliche Blicke lohnen wechselnd ihre Aufmerksamkeit für einander. Ein Galanthomme kommt in Gefahr, beim Zurückweichen ein Mädchen auf die Füße zu treten, er wendet sich daher etwas höflich = ungeschickt, mittlerweile kommen ihm die Kutschpferde auf den Nacken, er springt zurück, bittet anprallend die von ihm Ueberrannte um Entschuldigung, glitscht aus und fällt in den tiefsten Schmutz, und noch liegend schaut er theilnehmend das bunte Treiben und Drängen um und neben sich und flucht begeistert in den Bart: „'s gibt nur a Kaiserstadt, 's gibt nur a Bean!“ — Die Umstehenden aber sind bemüht, ihm aufzuhelfen. Keiner lacht ihn aus, und dennoch bedauert man ihn weniger, als man sich freut, daß er im Fallen keinen Schaden genommen hat. So wird in dem einzigen Wien Alles zur Freude gestempelt, der Schmerz liegt hier fast ausschließlich in den Umständen und Verhältnissen, nicht in den Menschen, wie dieß in unserm melancholischen Norden der Fall ist.

Die Wiener sind unbedenklich der liebenswürdigste Menschenschlag auf Gottes Erde; ihre heitere Naivetät, die reine Kindlichkeit ihres Gemüthes, welches sich vor Niemand verschließt, ihr Allerwelts- Wohlwollen, ihre Arglosigkeit gegen sich und gegen Andere, ihre Bereitwilligkeit, fremdes Verdienst anzuerkennen, und ihre Selbstbescheidenheit, die doch nirgends in Mißtrauen zu sich selbst ausartet, ihre Zuverlässigkeit und ihre bieder- kernige Höflichkeit, die nirgend zur Kriecherei wird, ihre Festigkeit und Bestimmtheit, die nirgends zur Brutalität sich versteigt, alle diese Eigenschaften machen die Wiener unendlich liebenswerth, machen den Umgang mit ihnen unbeschreiblich wohlthuend, und von solchem Standpunkte aus betrachtet, gleicht Wien, inmitten des frostigen, zersplitterten Deutschlands, einer großen Freundschaftsinsel, welche selbst tiefzerrissene Gemüther in ihrem unvergänglichen Herzensfrühlinge zu heilen versteht.

Noch eine ganz besonders bemerkenswerthe Seite im Charakter des Wiener ist seine angeborene Heimathliebe, die ihn gewissermaßen zu einer veredelten und verfeinerten Schweizer- Natur macht. Alles Schöne und Anmuthige reducirt er auf sein Vaterhaus; die höchsten Begriffe und Vergleiche weiß er nur auf seine Heimath anzulegen. Wer die Schönheit, den unsäglichen Zauber seiner Heimath kennt, wird diese seine Liebe zu ihr kaum ein Vorurtheil heißen können, und wäre es wirklich eines, so ist es gewiß ein liebes, beglückendes, Keinem nachtheiliges Vorurtheil. — Macht ihn, wie schon oben bemerkt, diese Liebe

zur Heimath einigermaßen dem Schweizer ähnlich, so unterscheidet er sich gleichwohl just durch diese Empfindung wieder von demselben. Der Schweizer befindet sich außerhalb seiner Gebirge, wie der Fisch außerhalb des Wassers, er wird trüb- oder stumpfsinnig, melancholisch oder gefühllos, menschenfeindlich oder spitzbübisch. Nicht so der Wiener. Seine angeborene Bonhommi: und wohlwollende Laune kann selbst durch das Gefühl des Heimwehes nicht gedämpft werden. Seine Heimathliebe gleicht einer Taucherglocke, welche ihn selbst beim Hineintauchen in das bange Meer der Fremde heimathliche Luft mitnehmen läßt, und nur sein Herz, nicht sein Gemüth weiß, daß er es nicht mit Landsleuten zu thun hat. Da er auch den Blutfremden bald lieb gewinnt und jenes Mißtrauen, welches, bei aller sonstigen Biederkeit, den Charakter der Schweizer bezeichnet, dem seinigen fern bleibt, so gewöhnt er sich schnell auch an fremde Menschen, schwieriger an das fremde Land. Er liebt nicht bloß die Schönheit, die Fruchtbarkeit, die Vergnügungen seines Landes, nein, er liebt das Land selbst, die Luft, den Ort, gleichwie ein fürstliches Kind nicht an den Goldflittern seiner Wiege, sondern an der Wiege selbst mit lieblicher, blinder Neigung hängt.

Dabei ist seine angeborene Scherzsucht entfernt von jedem Verlangen, wehe zu thun, wie es den Sachsen, namentlich aber den Berlinern anhängt. Der Wiener hat keine Satyre, keine Ironie, er hat bloß Laune, und selbst seine gemüthlichen Persiflagen haben nur Spizen, keine

Spitze, sie kugeln nur, aber sie stechen nicht. Sein Scherz ist nicht speculativer Natur, er trifft, bevor er zielt und geht stets auf die breite Scheibe, nicht auf einzelne wunde Stellen.

Sehr treffend bezeichnete der würdige und geistreiche Castelli den Humor der Wiener und den der Sachsen. „Wir Wiener“ — meinte er — „neckt uns zuweilen gern, und hat Einer etwas wegbekommen, so spricht der Sieger nur: das heiß' ich Spaß gemacht! — und Sieger wie Besiegter können dabei lachen, denn der Spaß hat nicht wehgethan. Bei Euch Sachsen geht es anders; der Sieger spricht: jezt hab ich' Wis gemacht! — und der Besiegte kratzt sich hinter den Ohren, denn der Wis hat wehgethan.“ — Gewiß eine eben so kurze als richtige Definition! — Man möchte sagen, der Wiener wirft mit Schneebällen, denn er will bloß necken, bloß weiß machen, nicht besudeln, geschweige denn wehethun; der Hamburger wirft mit Erdblösen, denn er will kuffen, es soll plagen und beiläufig ein wenig grimmen; der Dresdner wirft mit Steinen, denn er will verwunden; der Berliner mit Schmutz, denn er will besudeln und freut sich in seiner anonymen Seligkeit, wenn der Geworfene sich den Schmutz fluchend aus den Augen wischt und dabei den Werfer aus den Augen verliert. Die Wiener Wiszkämpfer kichern, die Dresdner schnaufen, die Berliner pfeifen und die Hamburger greinen.

Ein besonderes Kapitel verdiente die unbegranzte Anhänglichkeit der Wiener an ihren Kaiser; es ist dieß eine

Liebe, eine Pietät, für welche, wie überhaupt für jedes tiefere, poetische Gefühl, nicht einmal durchgängig die Ursachen aufgefunden werden können. Die liebenswürdige Herablassung und Leutseligkeit des Kaisers gegen Jedermann, sein zutrauliches, wahrhaft väterliches Benehmen und seine stete Bereitwilligkeit, dem Niedrigsten seines Volkes eine persönliche Unterredung zu gewähren, kurz seine nirgend sich verläugnende, in keine Ceremonie sich verkappende Liebe für alle seine Unterthanen reißt jeden derselben unwiderstehlich an das Herz des Herrschers; Jeder meint, ihm nahe zu stehen, Jeder glaubt sich von ihm gekannt und Jeder sieht in ihm seinen Vater \*). Wirklich soll dieses

---

\*) Von der wahren Milde des Kaisers mag folgendes Beispiel einen Beweis geben. — Der Redacteur einer auswärtigen politischen Zeitschrift, welcher von der Wiener Censur der Eingang in die Oesterreichischen Staaten gestattet worden war, hatte demohngeachtet in seinem Blatte wiederholt heftige und sogar animose Ausfälle gegen dortige Einrichtungen und Staatsverhältnisse gethan. Da mehrfache, deshalb an ihn ergangene Bedeutungen unbeachtet blieben, so ward endlich seinem Blatte die obenerwähnte Begünstigung wieder abgenommen und dessen fernere Veröffentlichung in den Oesterreichischen Staaten untersagt. Muthmaßlich rächte sich der Redacteur durch noch häufigere Ausfälle. Nicht lange darauf kam Ebenderselbe in der Osterreichischen Staatslotterie mit einem ansehnlichen Gewinne heraus, allein er hatte sein Loos nicht zur gehörigen Zeit gesteuert, und somit konnte ihm, nach den Lotteriegesetzen, der Gewinn mit Fug und Recht vorenthalten werden. Nichts blieb ihm übrig, als sich an die Gnade des Kaisers selbst zu wenden. Er that es, bekannte sich selbst als Redacteur jenes Blattes, welches durch wiederholte Invectiven sich jenes Verbot zugezogen und daher wenig

zutrauliche, biederherzige Benehmen des Kaisers wahrhaft bezaubernd auf einen Jeden wirken, der sich ihm naht; sein ganzes Wesen soll, wie man mich versichert, einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther üben.

So viel Natürlichkeit, Herablassung und Verläugnung der Scheidekluft des Standes muß allerdings zu dem Gedanken seiner irdischen Hoheit ein wohlthuendes Extrem bilden. Gewährend oder versagend, bleibt sich der Ton des Kaisers völlig gleich, er verspricht und verweigert mit derselben Freundlichkeit, und sogar der Unglückliche, dessen letzte Hoffnung die harte Nothwendigkeit durch den Mund des Kaisers zernichtete, scheidet ohne Groll, ja selbst nicht ganz trostesleer von dem milden Fürsten, der auch im Verweigern noch zu gewähren scheint. Bei vielfachen Klagen und Beschwerden, welche der Wiener über die Verwaltung des Landes im Allgemeinen verführt, wird man ihm nie seinem Kaiser die Schuld beimessen hören, er sucht den Grund in den Umständen überhaupt oder auch in wirklichen Verstößen der Landesbeamteten, aber er würde die Schuld eher auf sich selbst wälzen, als auf den allgeliebten Kaiser. Die Behauptung einzelner Poli-

---

Anspruch auf „Dank vom Hause Oestreich“ zu machen hatte, allein er schloß mit der Bemerkung, daß er Vater einer zahlreichen Familie sei, welche ihre Bitten mit den seinigen vereinige. Die allerhöchste Antwort lautete: Weib und Kind hätten nicht Theil an dem Vergehen des Schriftstellers und dürften also auch nicht darunter leiden. Und der streitig gemachte Gewinn ward ihm ohne weiteres ausgezahlt. —

tiker, daß die Liebe des Volkes für die Person des Kaisers den Staat zusammenhalte, weil dieselbe nie ein allgemeines Mißvergnügen aufkommen lasse und es daher schon schwer zu einer Reibung gegen die Verwaltung, nie aber gegen den Herrscher kommen könne, mag insofern wohl nicht ohne Halt seyn.

Wahr ist es, daß der Mangel an Denk- und Redefreiheit, namentlich der Preßzwang — jenes geistige Infiltrations-system, welches Weinhold in die physische Wissenschaft übertrug — den Wienern Vieles raubt, was dem Sachsen und Preußen schmerzlich abgehen würde. Aber der Wiener fühlt diesen Verlust nicht, ja er ahnet ihn wohl kaum; er gleicht mit seinen Freuden einem reichen Bonvivant, der sein Geld ungezählt zu sich steckt und es daher gar nicht gewahr werden kann, wenn man ihm einige Geldstücke unvermerkt aus der Tasche zieht. Ja vielleicht ist gerade dieser Mangel ein wesentlicher Grund seiner stets regen Lust, seiner fortwährenden Aufmerksamkeit für gesellige Künste, die der wissenschaftlich grübelnde Sachse, der wiscalculirende Berliner gar oft über die Achseln ansieht. Die obersten Prunksäle der Denkfreiheit sind dem Wiener verschlossen, er geht bis an die Thüre und da er sie verriegelt findet, kehrt er ohne Verdruß wieder um und amüßet sich im Parterre der heitern Lebenslust. Während das politisch-exaltirte Deutschland rings um ihn mit scharfsinnigen Kannegießereien kanonirt, die Welt, gleich Semmelwecken, mit der Zunge theilt, und, wie Zeus, verschenkt, kramt und salmt und die

Wolken mit seiner Weisheit schwärzt, sitzt der Wiener gemüthlich bei dem Wiener und unterhält sich von neuen bessern Ausichten für das Volkstheater.

Der Wiener trägt den Kopf im Herzen, letzteres denkt, fühlt und begütigt den Kopf, wenn dieser ja einmal unwirsch zu werden droht. Denke man sich übrigens ja nicht, daß der Kopf des Wieners deshalb gegen sein Herz im Nachtheil stünde. Man findet nirgend einen klarern Verstand, der sich meist kaum selbst ahnet, und nirgend hellere Augen, als in Wien. Aber der Kopf ist dem Wiener just um so klarer, je weniger politischer Sauerteig und Raisonnirdunst denselben versauert und verfinstert; sein Auge um so heller, weil er nicht, wie wir andern Deutschen, überall die gelehrte Staarbrille aufsetzt.

Wollte daher ein Dresdener oder Berliner sich einen Kreis harmloser Wiener zur Zielscheibe seiner grübelhaften Wiße ausersuchen, so würde er am schlechtesten dabei fahren; denn der Wiener Humor schießt zwar ohne Blei, aber er schießt desto fleißiger, daß dem Gegner der Kopf leichter wirbelt als weythut. Er gleicht einem geschickten Arkebusier, der in fünf Minuten funfzehn Ladungen giebt. Dabei ist der Scherz des Wieners so beweglich und vielgelenkig, daß er sicht, ohne dabei den schwerfälligen Streichen seines Gegners Stand halten. Ein Dresdner oder Berliner haut mit seinem Wiße zehnmal klastertief in den Boden, ehe er ein einziges Mal den flinken Wiener ereilt, und hat er ihn von vorn aus dem Felde geschlagen, so sieht er sich unerwartet und urplötzlich wieder im Rücken

von ihm angefallen. Kurz der Wiener gleicht hierin ganz dem leichten Fußvolke gegen die schwere Reiterei, er ist weit leichter über: als eingeholt, zehnmal weicht er aus und räumt doch nie ein einziges Mal das Feld, er läßt sich nie auf eine Hauptschlacht ein und schwächt doch immer in einzelnen Gefechten, er siegt auch nicht geradezu, aber er macht uns endlich matt und zwingt uns, von der Verfolgung abzustehen. Ich selbst weiß aus eigener Erfahrung, wie wenig ich in Wien mit meinem Dresdener Wort- und Sachweise, den man mir in meiner Vaterstadt nicht selten als leidlich gerühmt hatte, ausrichtete. Man gleicht dort einem Magister, der unter einer ausgelassenen Jugend vergeblich seine Magistermiene beizubehalten strebt; seine wortkramige Weisheit wird überlacht, er selbst muß am Ende malgré lui mitlachen, und ärgert sich über sein Mitlachen mehr, als er sich über sein Weinen ärgern würde.

Ich weiß kaum, wie ich eigentlich den Scherz der Wiener nennen soll. Wis klingt zu tief und zu bitter, Satyre zu böshaft, Ironie zu gelehrt; Alles ist bei ihnen nur gutmüthige Fopperei; sie streicheln den Ernst so lange, bis er aufhört, Ernst zu seyn; sie kigeln ihn, bis er unwillkürlich die Nase neckisch rümpft, und dann über sich selbst lacht, sie persifliren Einen nicht von sich aus, sondern sie treiben es so lange, bis man sich endlich selbst persiflirt.

Es liegt in dem Gemüthe der Wiener, namentlich in ihrer Laune, so unendlich viel, just ihre joviale Oberfläch-

lichkeit hat so viel poetische Tiefe, daß man sie nie erschöpfen, ja nicht einmal genügend schildern kann. Nur leichte oder bizarre Menschen sind leicht geschildert; eine so gesunde, kräftige und fleckenlose Menschennatur, wie die der Wiener, läßt sich eben so schwer wiedergeben, als sich ein Gegenstand malen läßt, der just im vollen Lichte steht. Erst die Schattenseite giebt dem Maler die eigentliche Form; in Wien ist Alles Licht und Farbe, und der Pinsel des Malers, verzweifelt daran, wie denn überhaupt die richtige unverkränkelte Natur niemals einem Pinsel zusagen will. — —